

Malcolm Sylvers

Warum es eine Ideengeschichte in den Vereinigten Staaten gibt

Vortrag im Plenum der Leibniz-Sozietät am 12. Juni 2008

1. Das Thema „Ideengeschichte der Vereinigten Staaten“ mit einem europäischen Publikum zu diskutieren, enthält, so selbstverständlich es auf den ersten Blick erscheint, untergründige Schwierigkeiten. Man ersetze die USA im Titel durch den Namen eines beinahe beliebigen west- oder mitteleuropäischen Landes, – z.B. „Ideengeschichte Frankreichs“ oder auch „Tschechiens“ usw. – und schon scheinen sich die Dinge viel besser zu fügen. Nicht die USA, sondern Europa gilt Europäern eben als Heimat philosophischer Gedankengebäude, der Gesellschaftstheorien, ja der „Ideen“ schlechthin. Europas Superiorität darin den USA gegenüber scheint ausgemacht, zumal in Deutschland, wo es einen Kant, einen Hegel gab, kurz gesagt im Land der Idealismustradition, wo die Ideen ihr eigenes Leben besitzen.¹ Die europäische Ideengeschichte umfasst außerdem weit älteres antikes Erbe und existiert seit dem frühen Mittelalter und der Renaissance – seit Zeiten also, zu denen an die USA noch nicht zu denken war.

Hinzu kommt, dass sich dieser Ideenhintergrund, politisch bedingt, verstärkt. Ohnehin bezieht sich die in Europa anerkannte Überlegenheit der USA am ehesten auf ihre militärische und wirtschaftliche Macht, nicht auf ihr Gesellschaftsmodell. Dieses wird in Deutschland nicht zuletzt mit größeren Klassengegensätzen und mit einem immer noch schlechteren Sozialsystem assoziiert. Hinzu kommt die aggressive US-amerikanische Außenpolitik. Je mehr die USA eine „Alt-Europa“ provozierende Weltpolitik betreibt, desto eher nimmt ein gewisser europäischer Kulturprovinzialismus, der von den USA nichts wissen will, die Form eines kulturellen Anti-Amerikanismus an – wobei es sich nicht um politischen Anti-Amerikanismus oder Anti-Imperialismus handeln muss.²

1 Unbehelligt von dieser Ansicht glauben die US Historiker das Gegenteil, denn „Intellectual history“ dieses Landes ist eine Abteilung des Geschichtscurriculums jeder Universität.

2 Ein konservativ geprägtes Beispiel einer Totalablehnung der USA mitsamt seiner kulturellen Äußerungen ist Malte Olschewski, „Kanonen, Bomben und Durchwiesung. Eine Chronik des amerikanischen Imperialismus 1620–2004“, Berlin 2004.

Die in diesem Zusammenhang oft zu hörende polemische Frage, ob die USA, – von einer Ideengeschichte ganz abgesehen –, überhaupt eine Geschichte besitze, mag noch als töricht gewertet werden. Aber auch ernsthaftere Gemüter sind sich unsicher, ob die USA z.B. eine Aufklärung oder gar eine Frühaufklärung hatte, zumal die viel wichtigere Rolle der Religion in jenen Epochen in den Kolonien bzw. den USA allgemein bekannt ist.

Man kann die etwas provozierende europäische Frage nach einer Ideengeschichte der USA mit „ja“ beantworten. Ebenfalls wie in Europa gab es dort eine Epoche der Frühaufklärung und der Aufklärung, im neunzehnten Jahrhundert eine mit „Transzendentalismus“ bezeichnete Romantik, die ihre Kantischen Wurzeln betonte, einen teilweise sozialdarwinistisch, teilweise liberal eingefärbten Positivismus. Es gibt sozialistische, feministische, kapitalismus- und ideologiekritische Positionen, die mit dem wachsenden Vordringen amerikanischer soziopolitischer Verhältnisse nach Europa auch hier an Plausibilität gewinnen.

Es gab und gibt außerdem US-amerikanische allgemeine oder abstrakte Denker, die sich wie ihre europäischen Kolleginnen und Kollegen z.B. mit Epistemologie, Ästhetik und Ethik beschäftigen. Diese für Europa so charakteristische Spezies scheint aber nicht repräsentativ für das, was man vielleicht den US-amerikanischen Geist nennen könnte. Der europäische Begriff für Ideen bevorzugt die „großen“ abstrakten Theorien, – „Gedankengebäude“, wie es im Deutschen so treffend heißt –, die in der US-amerikanischen Ideengeschichte zwar auch existieren, für diese aber, insgesamt betrachtet, keineswegs typisch sind. Dies ist der Grund für die begrenzte Anerkennung der US-Ideengeschichte etwa in Deutschland oder Frankreich. Ein Blick in typische deutsche Lexika über Philosophie – etwa in das Metzler Philosophie-Lexikon oder das Werklexikon von Kroener – bestätigt sogleich diese Tatsache. Außer den Pragmatisten findet man fast nur zeitgenössische Philosophen.³

Diese nur sehr begrenzte Anerkennung zeigt sich ähnlich auf dem Feld der politischen Theorie, wo die Aufmerksamkeit sich in der Regel auf sehr wenige Themen begrenzt (die Revolution und die Verfassungsdebatte des 18. Jahrhunderts). Das viel benutzte „Pipers Handbuch der Politischen Ideen“

3 „Metzler Philosophen Lexikon“, Hrsg. Bernd Lutz, Stuttgart 1995; „Großes Werklexikon der Philosophie“, 2 Bände, Hrsg. Franco Volpi, Kröner, Stuttgart 1999. Der Pragmatismus als typisch amerikanische Richtung der Philosophie wurde von Europäern oft gering geschätzt bzw. nicht als wahre Philosophie anerkannt – eine lange Tradition, in der Max Planck, Martin Heidegger und die Frankfurter Schule nur die prominentesten Beispiele darstellen.

von I. Fetscher und H. Münkler enthält als Variante ein Kapitel über den politischen Pragmatismus des 19. und 20. Jahrhunderts, der Band „Politisches Denken im 20. Jahrhundert“ von F. Deppe ein Kapitel über Walter Lippmann.⁴ Ähnlich ist die Lage in einem französischen Werklexikon für Politische Philosophie, wo, abgesehen von den Stichwörtern für die Verfassungsdebatte, für Thomas Jefferson und Thomas Paine für die nachrevolutionäre Epoche lediglich Einträge für Lincoln und die zeitgenössischen John Rawls und Michael Walzer zu finden sind.⁵

Um das Spezifikum der US-Ideengeschichte zu bezeichnen, die nicht nur bestimmte Epochen abdeckt, eignet sich vorzüglich der Begriff der „angewandten Philosophie“. Es geht um Ideen, die sich direkt auf die US-Erfahrung beziehen. Treffend in diesem Zusammenhang ist die von Russell Jacoby benutzte Unterscheidung zwischen „intellectuals“, die Ideen kultivieren, und den „public intellectuals“, die an einer öffentlichen Diskussion teilnehmen wie im Fall der typischen Ideenproduzenten in den USA gleich welcher ideologischen Richtung.⁶ Sie sind Teil dessen, was man „Projekt USA“ nennen könnte. Sie analysieren die USA hinsichtlich ihrer Geschichte und ihrer Gründungsideen, wobei die meisten die Kluft zwischen Verheißung und Realität beklagen.

Arbeitet man mit den Begriffen „angewandte Philosophie“ und „public intellectuals“, ist es überhaupt nicht nationalistisch, von einer solchen Ideengeschichte zahlreiche Europäer auszuschließen, die aus Gründen beruflicher Karriere, politischer Verfolgung oder wegen des Rassenwahns in Nazi-Deutschland in die USA ausgewandert sind: Denker wie Leo Strauss, Eric Voeglin, Hannah Arendt oder Herbert Marcuse. So kontinuierlich sie in den USA tätig waren, so sehr blieben sie Europa verbunden und schrieben wenig Spezifisches über die USA.

Ideen, vom Standpunkt eines Historikers betrachtet, müssen in Verbindung mit der ökonomischen und politischen Entwicklung gebracht werden. Die meisten Vertreter der Ideengeschichte der USA können Disziplinen wie Soziologie, Theologie, Politische Ökonomie und Politikwissenschaft zugeordnet werden, wenn auch einige darunter – als eher „hommes bzw. femmes

4 „Pipers Handbuch der Politischen Ideen“, Hrsg. I. Fetscher und H. Münkler, München, 1985, 1987; F. Deppe, „Politisches Denken im 20. Jahrhundert“, VSA, 2000. Siehe auch „Klassiker des Politischen Denkens“, Hrsg. H. Maier, H. Rausch und H. Denzer, München, 1987; H. Fenske, D. Mertens, W. Reinhard, K. Rosen, „Geschichte der politischen Ideen. Von Homer bis zur Gegenwart“, Frankfurt a. M., 1991.

5 F. Châtelet, O. Duhamel und É. Pisier, „Dictionnaire des oeuvres politiques“, Paris, 2001.

6 Russell Jacoby, „The Last Intellectuals“, New York 1987.

de lettres“– weniger spezifisch sind. Für diese gilt allerdings, dass hier keineswegs jegliche Massensentiments – Rassismus, Nationalismus, religiöse Empfindungen, wie sie sich vorzugsweise im politischen Journalismus, im Verein mit erklärten politischen Optionen ausdrücken – als Bestandteil von Ideengeschichte interpretiert werden sollen.⁷ Ideen müssen entwickelt sein und sich bewusst auf ein eigenes Gedankensystem oder auf andere – häufig ist es ein europäisches – beziehen.

Typische Motive US-amerikanischer Ideen, die nicht „in der Luft hängen“ und systematisch entwickelt wurden, sind das politische System der USA, das Streben benachteiligter Gruppen nach von der Geschichte des Landes verheißener Gleichheit, politische oder wirtschaftliche Pläne, auch Apologien des politisch Bestehenden. Die USA werden von den Denkerinnen und Denkern als gesellschaftliches Projekt aufgefasst, als ein Land, das im Unterschied zu den meisten europäischen Ländern in rapider Umwandlung begriffen war und – man denke an die erstaunten Berichte Alexis de Tocquevilles über die USA, an das äußerste Interesse von Marx und Engels, die für eine führende US-amerikanische Enzyklopädie schrieben – in dem zum Greifen nahe schien, wovon man in Europa nur träumte.⁸

Die meisten der Beispiele einer so aufgefassten Ideengeschichte der USA, deren Schriften manchmal auch als „Jahrhundertbücher“ mit Einfluss auf Europa klassifiziert werden könnten, sind – im Gegensatz etwa zur US-Belletristik wie Poe, Whitman, Faulkner oder Hemingway, Norman Mailer und Arthur Miller – dem Nicht-Fachpublikum beinahe unbekannt.⁹

2. Im Folgenden sollen die Ideen einiger US-amerikanischer Denker und Denkerinnen in ihrer engen Verbindung zu Geschichte, Gesellschaft, Wirtschaft und Politik skizziert werden, wobei stets ein Augenmerk auf ihrer Verbindung mit Europa in der Form von Einflüssen, Ähnlichkeiten oder direkten Kontakten liegen soll.

7 In diesem Zusammenhang könnte es interessant sein, die Frage zu erörtern, ob z.B. der Kreationismus zur US-Ideengeschichte gehört oder nicht.

8 Über die Beziehung von Marx und Engels zu den USA, siehe zwei Artikel vom Autor: „Marx, Engels und die USA – ein Forschungsprojekt über ein wenig beachtetes Thema“, *Marx-Engels-Jahrbuch* 2004, S. 31-53; „Marx, Engels und die *New American Cyclopaedia*: Eine Begegnung mit der progressiven Kultur der USA Mitte des 19. Jahrhunderts“, *Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. Neue Folge* 2005, S. 99-118.

9 Zu diesem Thema siehe „Jahrhundertbücher. Große Theorien von Freud bis Luhmann“, Hrsg. W. Erhart und H. Jaumann, München 2000. Das Buch ist sehr eurozentrisch, sogar auf Deutschland zentriert und auf den traditionellen philosophischen „Höhenkamm“ konzentriert. Ich danke dem Kollegen Richard Bräu für den Hinweis auf dieses Buch.

Der protestantische New England Pfarrer des 17. Jahrhunderts, Roger Williams, und seine zahlreichen Streitschriften mit ihrem theologischen Ansatz für religiöse und politische Toleranz und für die Trennung von Kirche und weltlicher Regierung stellt einen verpflichtenden Anfangspunkt dar. Sein Eintreten für den Schutz ethnischer und religiöser Minderheiten, für die Autochthonen, die „Indianer“, spielt sich im Rahmen einer Situation ab, in der die meisten Siedler, fern von späterer auch romantischer Achtung vor den indianischen Gesellschaften, – und auch fernab heutiger Verklärung in Geschichtsbüchern – in ihnen die Vertreter des Teufels sahen. Williams brachte eine juristische Ausbildung aus England mit. Zeitgenossen in Europa, die ähnliche allgemeine Ideen vertraten, waren Frühaufklärer wie die Juristen Hugo Grotius, Samuel Pufendorf, August Wiegand und sein Kreis in Hamburg.

Für das 18. Jahrhundert wären die Schriften des Calvinisten Jonathan Edwards über Gottes Gnade, Angst und Bestrafung zu nennen. Er hat die religiösen Inhalte sehr stark emotionalisiert und verinnerlicht. Hier gibt es Ähnlichkeiten mit den Pietisten und August Francke, der übrigens zur selben Zeit nach einer Missionsgründung im US-amerikanischen Westen Ausschau hielt. In den 1740er Jahren, im Rahmen einer der amerikanischen „Religious Awakening“-Bewegungen, die die Massen anzusprechen verstanden und mit Bekehrungen arbeiteten, wurde der protestantische Glaube in den Kolonien individualisiert und demokratisiert. Edwards mit seiner alttestamentarischen Vorstellung eines zürnenden Gottes, der den Sündigen vernichtet, wenn und wann es ihm beliebt, wirkt wiederum sehr modern und ähnelt in Vielem der Philosophie des viel späteren Søren Kierkegaard, sogar den Vorstellungen der noch späteren Existentialisten.

Die sogenannte angewandte Aufklärung in den englischen Kolonien hat viele Vertreter, von denen die meisten gleichzeitig anderweitig beruflich äußerst aktiv waren – ein spezifischer Aspekt der amerikanischen Aufklärung.¹⁰ Es gab außerdem die Abwesenheit einer starken etablierten Kirche als Unterschied zu Europa, und, was ebenso spezifisch ist, die Notwendigkeit, etwas zu zwei großen Themen zu sagen: der Sklaverei und den „native americans“, den Autochthonen. Denn in der Logik der weiteren kapitalistischen Entwicklung der Kolonien lag der Bedarf nach „land and labor“, nach billigen Arbeitskräften für die bereits angelegten Tabak- und Baumwollplantagen und Raum für die stetig zunehmende Immigrantenzahl – und zu diesem Bedarf mussten die Aufklärer Stellung beziehen.

10 Zum weiten Thema der US-amerikanischen Aufklärung kann man mit Henry E. May, „The Enlightenment in America“, Oxford, Eng., 1976 beginnen.

Diese waren nicht alle aus einem Guss. Benjamin Franklin, der Unternehmer, Autor populärer Schriften, Naturwissenschaftler von internationalem Rang und Diplomat, war das Urbild des im Gemeinwesen tätigen Bürgers und Pragmatikers. Benjamin Rush, Mediziner, Naturwissenschaftler, stellte medizinische Überlegungen zur Psychiatrie an und war gleichzeitig bekennender und tätiger Christ – wiederum im Gegensatz zu dem betont areligiösen Thomas Jefferson, dem bekanntesten Vertreter der US-amerikanischen Aufklärung, der neben seinem Politiker- und Staatsamt auch auf den Gebieten der Paläobiologie, der Geologie und Geographie (seine Beziehung zu Alexander von Humboldt, der Jefferson über Südamerika schrieb) tätig war. Jefferson gilt außerdem mit seinen von der Antike und Andrea Palladio inspirierten Entwürfen für die Gebäude der Hauptstadt Virginia und die neue Universität dieses Staates als der erste Architekt der USA. Auf dem Grabmal nahe seiner Villa Monticello in Virginia findet man sein aufklärerisches Credo: Erinnert werden wollte Jefferson als Verfasser des Statuts für Religionsfreiheit in Virginia, als Verfasser der Unabhängigkeitserklärung mit seiner Betonung der Menschenrechte und als Gründer der University of Virginia, der ersten nicht religiösen Universität in den USA. Zu der Verklärung Jeffersons passt allerdings nicht seine ambivalente Haltung gegenüber den ausgegrenzten Ethnien. Jefferson, selbst Pflanzler und Sklavenbesitzer, glaubte trotz einer langjährigen Beziehung zu einer Sklavin an eine angeborene Unterlegenheit der Afro-Amerikaner, und es war für ihn durchaus in Ordnung, dass die Autochthonen, deren Lebensstil Jefferson zwar bewunderte wie Tacitus die Germanen, den weißen Siedlern dennoch weichen mussten.

Die Verfassungsdebatte Ende des 18. Jahrhunderts über die Ratifizierung der ersten schriftlich niedergelegten Verfassung der modernen Zeit ist ein weiteres wichtiges Dokument der Aufklärung. Darin wird diskutiert, welche Staatsform die neue Republik annehmen solle (Gewaltenteilung innerhalb einer nationalen Regierung, Föderalismus). Außerdem werden hier die politischen Weichen gestellt: Entweder wird der neue Staat eine Nachahmung Englands, eher zentralregiert und kapitalistisch ausgerichtet, oder ein Staat von Kleinbauern, die sich so weit wie möglich selbst regieren. Die Verfasser von 1787 schlugen die erstgenannte Richtung ein, wobei sie jedoch auf äußerst starken Widerstand stießen, der sich erst anschließend nachhaltig formierte.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war der Transzendentalismus, man könnte sagen, die US-amerikanische Romantik, in den New-England Staaten als philosophische Strömung führend. Zwar stand darin die Bezie-

hung zur Natur im Vordergrund, der Aspekt der Sozialreform spielte aber eine große Rolle. Es gibt zu diesem Zeitpunkt einen starken Einfluss der deutschen Kultur im Allgemeinen – das Menschenbild der Weimarer Klassik strahlte auf die Intellektuellen der USA aus – und spezifischerweise Kant auf Ralph Waldo Emerson, Henry David Thoreau und Margaret Fuller, die seine Schriften auf ihre Art interpretierten.¹¹ Ähnlich wie die deutschen Klassiker rezipierten sie buddhistische Philosophie und persische Belletristik. Dennoch sind die Unterschiede gravierend. Zu Emersons eher pragmatischer Haltung zu technischem Fortschritt und kapitalistischer Entwicklung gehört auch seine Überzeugung, dass die US-Intellektuellen sich nun allmählich von den europäischen Vorbildern emanzipieren sollten. Thoreau vertritt in seinen Schriften aus europäischer Sicht eine Mischung aus Naturmystik, Ökologie und Naturwissenschaften. Er gilt außerdem durch seine politische Tätigkeit – als Steuerboykotteur landete er kurzzeitig im Gefängnis, er verteidigte öffentlich den Versuch eines bewaffneten Aufstands John Browns im Jahr 1859 gegen die Sklaverei – als Vater des zivilen Ungehorsams. Margaret Fuller, Journalistin über soziale und Frauenfragen, aktive Achtundvierzigerin, nämlich als Teilnehmerin der italienischen Freiheitsbewegung im Kampf für die Römische Republik, wird oft mit Rahel Varnhagen verglichen.

Die Sklaverei-Debatte der Abolitionisten hatte ihre Quelle hauptsächlich im Protestantismus. Autoren wie der Journalist William Lloyd Garrison, die Schwestern Sarah und Angelina Grimké aus einer Sklavenhalterfamilie, der ehemalige Sklave Frederick Douglass schrieben jahrzehntelang selbstlos gegen die öffentliche Meinung an.¹² Andererseits gab es die Apologeten der Sklaverei: George Fitzhugh verteidigte die Sklaverei als eine Art feudalen Sozialismus, weil das Proletariat im kapitalistischen Norden in noch schlimmerer Lohnsklaverei lebe.

Nach dem Bürgerkrieg thematisieren Sozialdenker wie William Graham Sumner und Thorstein Veblen den neuen Monopolkapitalismus. Für Sumner, Sozialdarwinist, mit Herbert Spencer verbunden und Apologet der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, ist die USA das Land der Möglichkeiten für alle quasi Fitten. Sozialprogramme, die von den fleißigen Arbeitern und Ange-

11 Über diesen Einfluss siehe die zwei Arbeiten von Henry A. Pochmann: „Bibliography of German Culture in America to 1940“, Madison, Wis, 1953; „German Culture in America. Philosophical and Literary Influences 1600–1900“, Madison, Wis, 1961.

12 Über die Beziehung von Douglass zu der deutschen Übersetzerin seiner bekannten Biographie, Ottilie Assing, Schwester von Ludmilla Assing, eine Figur der 1848er Revolution, Nichte Rahel Varnhagens, siehe Maria Diedrich, „Love Across Color Lines“, New York 1999.

stellten für ihre weniger leistungswilligen Mitbürger finanziert werden müssten, störten da nur.

Thorstein Veblen kritisiert den Kapitalismus vor allem, weil dieser irrational und unproduktiv sei. Die Triebfeder der wirtschaftlichen Entwicklung sei nicht das Produkt oder die Produktion, sondern der Profit und der Lebensstil der herrschenden Klasse. Der Kapitalismus (kaiserlich-) deutscher oder amerikanischer Prägung stifte außerdem seiner Natur nach irrationale Konflikte in der Welt. Außerdem findet zu dieser Zeit eine Verflechtung der Ideengeschichte der USA mit Europa durch die Auseinandersetzung von Marx und Engels mit den Ökonomen Henry Carey, dem Anthropologen Lewis Henry Morgan und dem Sozialreformer Henry George statt.

Nach Abschaffung der Sklaverei gibt es zwischen afroamerikanischen Denkern eine Debatte über Bildung, Ausbildung und Politik. Booker T. Washington, self-made-man und ständig auf Sponsoren angewiesener Schuldirektor, der wie einst Benjamin Franklin als Kind mit einem Bündel über der Schulter auszog, um etwas zu werden, betont die Aneignung sekundärer Tugenden, die er von erfolgreichen Weißen kennt, da die Erbschaft der Sklaverei auch einen Mangel an Arbeitsethos erzeugt habe. Anders sieht die Situation William E. B. Du Bois, der aus dem Mittelstand kommt: Als Professor für Soziologie und als Publizist strebt er nach der Bildung einer Elite, die die Afroamerikaner führen könnte. Er versuchte eine ständige und lebenslange theoretische und politische Durchdringung der sich wandelnden Situation der Afroamerikaner, die ihn als über 90-jährigen in die kommunistische Partei der USA und zur Emigration nach Ghana brachte.¹³

Die Schriften der US-amerikanischen Frauenbewegung, die vergleichsweise früh beginnt, sind ebenfalls Teil der Ideengeschichte, wobei ihre Verbindung mit anderen Reformbewegungen typisch ist. Die Schwestern Grimké brechen radikal mit ihrer Herkunft und verbinden Abolitionismus und Frauenbewegung. Elizabeth Cady Stanton organisierte das erste US-amerikanische Frauenrechtstreffen 1848 in Seneca Falls/N.Y. und gilt als „Mutter“ der Wahlrechtsbewegung. Es gab Sozialfeministinnen, die wie Charlotte Gilman Frauen nicht nur beruflich sondern auch von der Familien- und Hausarbeit emanzipieren will, und Florence Kelley, Übersetzerin von Engels' „Lage der

13 Du Bois gilt auch als Historiker, Schriftsteller und politischer Aktivist und war einer der bedeutendsten Intellektuellen der USA überhaupt. Einen Teil seiner Studienzeit verbrachte er in den 1890er Jahren als Stipendiat der Berliner Kaiser-Wilhelm-Universität. Viel später erhielt er von der DDR einen Ehrendokortitel der Humboldt-Universität.

arbeitenden Klasse in England“, die Ende des 19. Jahrhunderts als Chefin der Factory Inspection in Illinois tätig war.

Zur Jahrhundertwende war der sog. Progressivismus als ideelle Strömung vorherrschend, eine Bewegung, die sich für Verwissenschaftlichung und für Professionalisierung der Politik – die Großstädte im Osten drohten, in Korruption zu versinken – und für Sozialreform einsetzte. Historiker dieser Tendenz interpretierten die US-amerikanische Geschichte als Bewegung hin zu Sozialreform, Liberalität und Pluralismus in ständigem Kontrast mit den Mächtigen in der Gesellschaft.¹⁴

Der Philosoph und Progressivist John Dewey gilt als „Vater“ des philosophischen Pragmatismus, der von ihm „Instrumentalismus“ genannt wurde, da Ideen Werkzeuge sein sollten, um praktisch-gesellschaftliche Probleme zu lösen – eine Betonung, die sich nicht zuletzt polemisch gegen die europäische Tradition der Philosophie richtete. Deweys praktisches Feld war die Pädagogik. Er gilt zugleich als „Vater“ der „progressive education“, die sich durch Methodenvielfalt, Schülerzentriertheit und praktisches Lernen („learning by doing“) auszeichnet. Soziale Probleme sollten durch staatliche Institutionen, Verwissenschaftlichung und durch Gespräche aller Beteiligten untereinander gelöst werden. Die Forderung des Progressivismus, methodisch sollten sich Philosophie und Sozialwissenschaften an der Empirie der Naturwissenschaften orientieren, entfachte in den USA eine Diskussion, die wie ein Echo der Empiriekritikdebatte klang. Sie unterstrich die Notwendigkeit von Hypothesen- und Theoriebildung und führte eine Diskussion über Wertneutralität, Standpunkt und Objektivität.

Andererseits rief der Progressivismus etwa ab der Wende zum 20. Jahrhundert auch radikale Kritik des gesellschaftlichen Modells USA auf den Plan. Das Historikerehepaar Mary und Charles Beard unterzog ihre eigene Zunft einer Radikalkritik und zerstörte die wichtigsten Mythen nationaler Geschichtsschreibung. Die Verfassungsväter werden von ihrem Thron als „Semi-gods“ gestoßen, indem sie als von ihrem eigenen finanziellen Interesse geleitet erscheinen. Die Beards zerstörten auch die Mythen über die Eintritte der USA in den Ersten und Zweiten Weltkrieg, die beide ökonomisch motiviert gewesen seien, und zögern auch nicht, Franklin Roosevelt selbst für den japanischen Überfall auf den amerikanischen Militärstützpunkt Pearl Harbour verantwortlich zu machen.

14 Z. B. bei Vernon L. Parrington, „Main Currents in American Thought“, 3 Bände, New York, 1927, 1930.

Andere äußerten Zweifel an der politischen Struktur Demokratie an sich, ohne einer politischen Rechten das Wort zu reden: Die Massen könnten, so der Journalist und Politikwissenschaftler Walter Lippmann, keine rationalen politischen Entscheidungen treffen, da sie mit den „basic needs“ beschäftigt, überfordert und durch die Massenmedien leicht zu manipulieren seien. Der protestantische Pfarrer deutscher Herkunft, Reinhold Niebuhr, selbst sozial engagiert, lehnte das Gesellschaftsbild des Progressivismus als zu naiv und zu wissenschafts- und technikgläubig ab. Die sozialen Probleme seien nicht Folge der Unfähigkeit der Sozialwissenschaften, sondern Ausdruck von Macht- und Klassenverhältnissen. Die sozialistische Idee andererseits, eine Gesellschaft herzustellen, in der jeder gemäß seinen Verdiensten und Bedürfnissen lebt, sei zu idealistisch und doktrinär. Die Präsenz der Erbsünde sei dagegen, nur wenig polemisch gesagt, die einzige Doktrin, die sich täglich verifiziere.

Die Kapitalismus-Kritik der letzten Nachkriegszeit von Seiten US-amerikanischer Wirtschaftswissenschaftler ist zugleich Kritik des Gesellschaftsmodells dieses Landes und liest sich heute so, als seien Wirtschaft und Gesellschaft des heutigen Westeuropa gemeint. Von liberaler Seite aus, die in Westeuropa etwa der sozialdemokratischen entspricht, kritisiert John Kenneth Galbraith die zunehmende Militarisierung des amerikanischen Haushalts, die zur Vernachlässigung der öffentlichen Aufgaben und in Folge dessen zu größerer Klassensegregation und aller Gesellschaftssphären führe. Paul Baran und Paul Sweezy kritisieren in den 60er Jahren die Volkswirtschaft von einem marxistischen Standpunkt. Zwar mit anderen Maßstäben und anderer Terminologie als Galbraith kommen sie auf jeden Fall zu ähnlichen Schlüssen: Nur ständige Militärausgaben und der pausenlose Verkauf ständig neuer, durch Werbung überteuerter und überdies unnützer Waren bewahrten diese bereits seit Jahrzehnten vor dem definitiven Abschwung.

3. Auch die amerikanische Soziologie des vorigen Jahrhunderts hatte charakteristische Qualitäten. Neben den hauptsächlich in Deutschland rezipierten Talcott Parsons und David Riesman, die das Bild einer pluralistischen Gesellschaft entwarfen, in der die Interessenvertreter sich gegenseitig kontrollieren, gab es in den USA Vertreter einer kritischen Soziologie, die genauer hinsah. Dazu gehörten Robert S. und Helen Merrell Lynd und C. Wright Mills.

Die Lynds haben einen protestantischen Hintergrund – Robert ist zugleich ordinierter Pfarrer und war unter Bergarbeitern in Montana tätig – und sorgen sich um soziale Gerechtigkeit. Politisch stehen sie dem linken Flügel der britischen Labour Party nahe. Robert Lynd, seit 1930 Professor in Columbia,

wurde im Kalten Krieg vom parlamentarischen Untersuchungsausschuss für „anti-amerikanische Tätigkeiten“ verfolgt. Die Lynds verfassten in den 20er und 30er Jahren zwei bekannte Studien über eine kleine Industriestadt im mittleren Westen. Ihr sozioökonomischer Hintergrund war die Effektivierung der Produktion (Fließbandproduktion) und des Managements („Taylorismus“) als Teil des „postwar economic boom“ durch Produktion und inländischen Absatz von Konsumwaren und die Entstehung neuer Mittelschichten von Angestellten.

In der ersten Studie, „*Middletown. A Study in Modern American Culture*“ (New York, 1929) untersuchten sie das alltägliche Leben (Arbeit, Hausarbeit, Erziehung, Freizeit, Kirchen- und Gemeinschaftstätigkeiten) und entdeckten, dass alle Lebensbereiche von einer Klassenteilung (ein Anteil von 30%, die der „*Business class*“ angehören, die hier auch Angestellte und Kaufpersonal einschloss, und von 70%, die der „*Working class*“ angehören) bestimmt waren. Die überlasteten Arbeiter dächten an nahezu nichts anderes als an den Erwerb von Waren. Ihr Verhalten, das von der Ideologie der freien Marktwirtschaft abgeleitet werden könnte, stehe im Gegensatz zu den von ihnen benannten Werten wie Christentum und Gemeinsinn. Die Lynds selbst waren über das fehlende Klassenbewusstsein der Arbeiter bestürzt, das mit ihrer objektiven Lage verbunden sein sollte.

In der zweiten, acht Jahre später veröffentlichten Studie „*Middletown in Transition. A Study in Cultural Contrasts*“ (New York, 1937), geht es um die Reaktion der Bevölkerung auf die Depression mit ihrer wachsenden Arbeitslosigkeit und auf den New Deal von Franklin Roosevelt.¹⁵ Die Lynds finden abermals sowohl die Marktwirtschaftsideologie als auch die abstrakten christlichen Ideen insgesamt als eine für sie enttäuschende Manifestation des Konservatismus. Die einzige Änderung besteht darin, dass die Stadt von Angst dominiert wird: Die Arbeiter haben zwar Roosevelt 1936 mehrheitlich gewählt, getrauen sich aber nicht, sich gewerkschaftlich zu organisieren. Die Business class ihrerseits hat Angst vor der New Deal-Regierung, und die Lynds fragen sich bereits, ob ein auf Angst basierender Faschismus entstehen könnte. Middletown erscheint den Autoren als quasi primitive Gesellschaft, deren Denkweise und Institutionen fixiert seien.

15 Es existiert ein Einfluss von Marie Jahodas, Paul Lazarsfelds und Hans Zeisels 1933 (Leipzig) erschienenen Studie „Die Arbeitslosen von Mariental. Ein Soziographischer Versuch“. Im Unterschied zu dem amerikanischen Untersuchungsgebiet haben die österreichischen Arbeitslosen ein politisches Bewusstsein, was aus ihren anderen Erfahrungen erklärlich ist.

Die methodologische Grundlage der Studien ist empirisch und trifft das Wesentliche (Tiefeninterviews, Statistiken, teilnehmende Beobachtung). Zwar gibt es bei ihnen keine explizite Ausgangstheorie, noch auch nur Hypothesen. Diese sind allerdings bei den Lynds zwischen den Zeilen deutlich spürbar. Dennoch erkannte Lynd an dieser Stelle einen methodischen Mangel, der für soziologische Untersuchungen jener Zeit typisch war. Er thematisierte diese Unzulänglichkeiten 1939 in seiner Studie „Knowledge for What? The Place of Social Science in American Culture“ (Princeton, N.J.). Er stellt darin eine Methodologie in Frage, die später die Hauptströmung in der Soziologie darstellen wird: die Anhäufung von Daten ohne expliziten Bezug zu sozio-ökonomischen Prozessen.

C. Wright Mills ist von einer späteren Generation als die Lynds. Wegen seiner kompromisslosen Kritik an Fachkollegen einer der umstrittensten Professoren seiner Zeit, isolierte Mills sich zusätzlich in der Umwelt des Kalten Krieges durch seine direkte Kritik an zwei US-Mythen jener Zeit: Er negierte, dass es in den USA keine herrschende Klasse gebe, und dass die Macht gleichmäßig verteilt sei auf alle möglichen Interessengruppen, die sich ständig gegenseitig blockierten, wie bei David Riesman oder dem frühen Galbraith. Mills negierte außerdem, dass die USA im Ausland eine Politik verfolge, die Demokratien unterstütze.

Mills' „White Collar. The American Middle Classes“ (New York, 1956) und „The Power Elite“ (New York, 1957), durch die er in Europa sehr bekannt wurde, sind scharfsinnige Analysen der US-amerikanischen Sozialschichten.¹⁶ In der ersten skizziert Mills die Transformation der Mittelschichten der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, als sie überwiegend selbstständige Handwerker oder kleine Ladenbesitzer waren. Nun seien sie Angestellte, mit dem Verkauf beschäftigt und trotz ihrer relativ höheren Löhne als Lohnarbeiter ohne Macht anzusehen. Wegen ihres angeblich höheren Status, der ihnen zugeschrieben wird, seien sie typische Träger eines sogenannten „falschen Bewusstseins“, d.h. unfähig, ihre sozio-ökonomische Situation zu verstehen.

„The Power Elite“ ist eine empirisch solide dokumentierte Studie über die Vernetzung der höchsten politischen, militärischen und kapitalistischen Machttäger. Die sichtbare Politik in den Institutionen funktioniere als Ablenkung von den eigentlich wichtigen Entscheidungen, als sogenannte Manipulation der öffentlichen Meinung. Die neue „Power Elite“ zeichne sich

16 Anders als im Fall der Studien von Robert und Helen Lynd sind diese Arbeiten und die folgenden von Mills alle in deutscher Übersetzung erschienen; wohl auch aus diesem Grunde blieben die Lynds in Deutschland unbekannter.

dagegen seit dem Zweiten Weltkrieg durch die bis dato ungewöhnlich große Macht des Militärs aus. Sie sei ein integraler Bestandteil der politischen und wirtschaftlichen Macht der „Power Elite“, und hierin liege der wesentliche Unterschied zur alten Elite.

Basis dieses eigentlich undemokratischen Zustands sei die Transformation der Öffentlichkeit in eine „mass society“ mit Hilfe von Manipulation durch Propaganda, die jeweils – darin der Werbung ähnlich, für die die Massen als Markt die größte Rolle spielten – nicht an Ratio, sondern an Unbewusstes und an niedere Instinkte appelliere („psychical rape by mass media“). Mills äußerte – in diesem Punkt Lippmann ähnlich, wenn auch aus anderer politischer Perspektive – starke Zweifel an der Möglichkeit für die Mitglieder der „mass society“, unter diesen Bedingungen rationale Entscheidungen zu treffen. Die politische Indifferenz der Massen erzeuge bei den Mächtigen ein moralisches Vakuum, denn diese müssten für ihre Politik kaum einen moralischen Konsensus gewinnen, was wiederum eine schleichende Aushöhlung des Rechtsstaats zur Folge habe.

Dem späteren Mills geht es um die Rolle der Intellektuellen, die eine sogenannte „moral vision“ besitzen müssten, ein Streben nach sozialem Engagement für Gerechtigkeit, Demokratie und Frieden, wenn sie nicht von der Politik missbraucht werden wollten. In seinem „The Causes of World War Three“ (New York, 1958) stellt Mills die These auf, in den USA und der UdSSR verliefen trotz unterschiedlicher Systeme konvergierende soziale Prozesse, die Typen hervorbrächten wie den „fröhlichen Roboter, den technologischen Idioten, und den verrückten Realisten.“ Mills war auf der Suche nach einer sozialen Gruppe, die die USA ändern könnte, wenn es schon die Arbeiter, die kein Klassenbewusstsein besäßen, nicht sein könnten. Daher sein Interesse für die Entwicklungen in der Dritten Welt – seine Begeisterung für die kubanische Revolution zeigte er in „Listen Yankee!“, New York, 1960 – und die gerade entstehende Studentenbewegung, während der er einer der meistgelesenen Autoren wurde.

Ähnlich wie Robert Lynd kritisierte Mills in seiner „The Sociological Imagination“ (New York, 1959) die Methoden seines Faches. Objekte seiner Kritik sind der „mindless empiricism“ („bewusstloser Empirismus“, d.h. empirische Untersuchungen ohne sozialtheoretische Basis) und die sog. „grand theory“ („Bombastische Theorie“, die in Wirklichkeit inhaltsleer bzw. dürftig sei), wobei Mills die Werke seines Fachkollegen Talcott Parsons direkt anspricht.

Seine letzte veröffentlichte Arbeit, „The Marxists“ (New York, 1962), zeigt Mills' Vorliebe für eine Art sozialistischen Pragmatismus von Josip B. Titos Art. In der Diskussion mit US-amerikanischen Marxisten wie Herbert Aptheker und Paul Sweezy verteidigt Mills gegen den klassisch-marxistischen Begriff „Ruling class“ seinen eigenen der „Power Elite“, da dieser die Wirklichkeit mit seiner Betonung auf der militärischen Macht genauer beschreibe.¹⁷ In seinen Schriften fehlt zudem jeglicher Klassenkampf, da die Arbeiter, empirisch gesehen, in den USA kein Klassenbewusstsein zeigten. In seiner frühen Arbeit „The New Men of Power“ (New York, 1948) werden die Gewerkschaftsführer als integrierter Teil des US-Kapitalismus interpretiert.

Die Soziologen Lynd und Mills sind alle drei sensibel für das Problem von Macht in der Gesellschaft und für die Verbindung von Macht und kapitalistischer Wirtschaft. Für alle drei ist zentral, dass diese Wirtschaftsform zwar das Leben der Bürger bestimmt, aber nicht ein ihrer Meinung nach adäquates Klassenbewusstsein produziert, weil die Warengesellschaft – bei Mills tun dies auch die Massenmedien – den Arbeitern und Angestellten einen realistischen Blick auf die Machtverhältnisse verstelle. Eine Ähnlichkeit mit der kritischen Theorie von Horkheimer und Adorno, die die Frage stellen, warum die Massen sich nicht für mehr Gerechtigkeit engagieren, liegt in diesem Punkt auf der Hand. Auf jeden Fall schuldet Mills etwa einen Teil seiner Gedanken den Theorien Karl Marx' und Max Webers, wie überhaupt in der US-amerikanischen Ideengeschichte die Einflüsse der europäischen Klassiker häufig spürbar sind.¹⁸

Die Lynds und Mills sind thematisch und methodisch mithin sehr verschieden von den in Deutschland und Westeuropa damals kanonisierteren Vertretern der US-Soziologie wie Parsons und Riesman. Mills ist aber einer der einflussreichsten Soziologen in den USA geblieben und seine analytische Ansicht der Machtverhältnisse hat durchaus ihre Nachfolger gefunden.¹⁹

17 Paul Sweezy, „Power Elite or Ruling Class?“, *Monthly Review*“, September 1956, S. 19-31; Herbert Aptheker, „The World of C. Wright Mills“, New York 1960.

18 Über Max Weber hat Mills mit dem deutschen Immigranten Hans Gerth eine Anthologie auf Englisch herausgegeben („From Max Weber“, New York, 1946). Noch zu seinen europäischen Quellen siehe auch eine andere Anthologie soziologischen Denkens: C. Wright Mills, „Images of Man“, New York 1960, wo Spencer, Marx und Mannheim eine zentrale Rolle spielen. Nicht überzeugend erscheint der Versuch von Rick Tillman („C. Wright Mills“, University Park, Pa. 1984), Mills in eine fast ausschließlich „native radical tradition“ zu verorten.

19 Als einer der bekanntesten Titel siehe G. William Domhoff, „Who Rules America Now?. A View for the '80s“, New York 1983.

4. Was könnte man nun als das Typische an der Ideengeschichte der USA bezeichnen? Man findet wiederkehrende Stilzüge: ein gewisser protestantisch-aufklärerischer Impetus vieler Autoren, eine Unerschrockenheit, persönlich für richtig Befundenes zu bezeugen, ohne die Furcht vor Nonkonformismus, davor, als „radikal“ zu gelten. Auch Fragen, die mit Religion, individueller Freiheit und Selbstverantwortlichkeit des Individuums verbunden sind, spielen eine große Rolle. Vielleicht haben prominente Intellektuelle mehr als in Europa für ihre abweichende Meinung, die sie schriftlich darlegten und theoretisierten, etwas Persönliches riskiert.

Obwohl es öffentliche Apologeten der Sklaverei und des Monopolkapitalismus gegeben hat, waren oppositionelle Meinungen zu gesellschaftlichen Entwicklungen häufiger, die in aller Schärfe und nicht zuletzt von Frauen vorgetragen wurden, die es wagten, entgegen der herrschenden Meinung ihren eigenen Verstand zu gebrauchen.

Bezüglich des Einflusses der Religion denkt man unwillkürlich an die Aufforderung im amerikanischen Calvinismus, selbstständig die Schriften zu interpretieren, an das quäkerische Gebot, seinem Gewissen allein zu folgen, an die Gewohnheit der protestantisch-amerikanischen Gläubigen, die von ihrer Tradition her Hierarchie ablehnen, vor der Obrigkeit nicht klein beizugehen.

Öfter als in vergleichbarer westeuropäischer Ideengeschichte anzutreffen ist außerdem ein starker Fortschrittsglaube, die Vorstellung von einer Demokratie ohne Klassenkampf, wo in Zukunft Technik, Wissenschaft und Vernunft harmonisch zusammenwirken. Dazu gehört auch die Vorstellung, als Intellektueller seine Vorstellungen direkt in die Gesellschaft umsetzen zu können, manchmal auch als „Berater“ mächtiger Politiker, wie dies im 20. Jahrhundert z.B. Walter Lippmann und John Kenneth Galbraith versucht haben.

Das im Vergleich zu Europa starke Gewicht bürgerlichen Ideenguts mit seiner Betonung der bürgerlichen Freiheiten, der grundlegenden Menschenrechte, von Minderheitenrechten und Rechten des Individuums gegenüber dem Staat ist auffällig und sollte angesichts der historischen Entwicklung der USA, in der die Arbeiter aus den verschiedensten Gründen als einheitliche Klasse eine viel geringere Rolle gespielt haben, nicht verwundern.

Die Ideengeschichte der USA ist als Geschichte „angewandter“ Ideen außerdem stärker direkt mit der politischen Entwicklung ihres Landes verknüpft. Ein ums andere Mal ging es häufig auch darum, die besondere Rolle

Amerikas – bzw. später der USA –, die sie unter den Völkern spielen sollte, zu bekräftigen bzw. diesen Anspruch nicht zu verraten.

Im 17. Jahrhundert gründeten die abtrünnigen Puritaner Boston als das biblische „neue Jerusalem“, den Staat Gottes auf Erden, auf dessen Beispiel die Welt schauen würde. Im 18. Jahrhundert gab es den Versuch der direkten Anwendung der avanciertesten politischen Ideen der Zeit auf eine politische Neugründung. Die Transzendentalisten versuchten, wie schon erwähnt, mit Hilfe des Menschenbildes der Weimarer Klassik einen neuen besseren Typ des Gelehrten zu schaffen. Nach dem Bürgerkrieg, der Abschaffung der Sklaverei und dem anschließenden Wirtschaftsaufschwung, der die USA an den Spitzenplatz der Weltmächte katapultierte, den sie bisher ununterbrochen hält, stand für noch mehr US-amerikanische Intellektuelle das heimische Gesellschaftsmodell als zwar verbesserungswürdig, doch insgesamt als moralisch superior fest.

Die besondere Mission der USA in der Welt war ein Modell und eine Überzeugung, die der Staat jedoch seit 1845, als der Krieg gegen Mexiko geführt wurde, bereitwillig auch mit Waffengewalt auf andere Nationen übertragen wollte. Nicht nur, dass viele Intellektuelle sich aber gerade dagegen wandten, das US-amerikanische Gesellschaftsmodell mit Waffengewalt auf andere Länder übertragen zu wollen. Oft genug sprachen sie aus, dass es sich bei dieser Mission nur um die Instrumentalisierung einer Idee handelt, um die Interessen der herrschenden Klasse geopolitisch durchzusetzen.

Viele mögen versucht sein, angesichts der aggressiven Militärpolitik der heutigen US-Regierungen auch die Ideengeschichte des Landes „in Haft“ zu nehmen. Dies könnte man höchstens auf einen Teilbereich der Ideen beziehen, und auch dies nur in einem sehr weit gefassten allgemeinen Sinn.

Nicht nur hat die USA eine Ideengeschichte: Sie war auch nicht unilinear. Es könnte hier nützlich sein, sich zu erinnern, dass es während des Zweiten Weltkriegs in den USA eine These zur Ideengeschichte Deutschlands gab, die von einem faschistischen Kontinuum der deutschen politischen Philosophie „von Luther zu Hitler ausging“.²⁰ Der Neigung zum vorschnellen Urteil sollte man auch umgekehrt nicht nachgeben. Das beste Hilfsmittel dagegen scheint zunächst die Kenntnisnahme der weiten und reichen Eigenschaften dieser Ideengeschichte zu sein.

20 William Montgomery McGovern, „From Luther to Hitler. The History of Fascist-Nazi Political Philosophy“, Boston, 1941. Dieser Text von fast 700 Seiten wurde von vielen geisteswissenschaftlichen Zeitschriften rezensiert, auch von Herbert Marcuse in *The Philosophical Review* (September 1942).